

Viele Wege zu letzten Sonaten

Teil zwei der Trilogie: Sir Andrés Schiff bei Matinee im Reitstadel gefeiert



Wenn Andrés Schiff spielt wird selbst die Bühne noch zum Zuschauerraum: Wie immer gastierte der ungarische Pianist in Neumarkt vor ausverkauftem Haus. Die „letzten Sonaten“ folgen dann am 5. Mai. Foto: Fritz Etzold

VON UWE MITSCHING

Keine Spur von Belehrung oder erhabenem Zeigefinger, auch wenn so ein Konzert geradezu enzyklopädisch und klavierführerhaft. „Die letzten Sonaten“ heißt: Man fühlt sich (auch jetzt in Teil II) von Sir Andrés Schiff eher an der Hand genommen auf dem Weg in „seine“ Musik. Auch wenn es wirklich nicht ausbleibt, dass man wenigstens spekuliert: Wie wird das denn von den „vorletzten“ bis zu den „letzten“ Sonaten (dann am 5. Mai) weitergehen? Wie wird sich das alles bis zum „Ende“ verändern?

NEUMARKT – Noch dazu man jetzt in der Mitte des Zyklus' ja Muße hatte, sich Gedanken darüber zu machen, wie vier Sonaten aus einem Zeitraum von fast 40 Jahren sich auf immer wieder veränderten Pianoforti oder Hammerflügeln angehört haben mögen (was bei Schubert vielleicht die authentischsten Einsichten vermittelt), wie Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert diese „Vorletzten“ empfunden haben. Keiner wusste, dass es die Vorletzten sein würden: eine Art Testament schon, Vollendung, Höhepunkt, neuer Ansporn?

Der Eindruck, den Sir Andrés vermittelt: vieles klingt in diesen anderthalb Stunden (ohne Pause) nach neu gewonnener Freiheit. Haydn, ein penibler Lehrer, komponiert in seiner Sonate Nr. 51 nur zwei Sätze, Beethoven in seinem op. 110 eine völlig unkonventionelle Satzfolge mit einer Fuge zum Schluss, Schubert vereinigt in D 959 Sätze wie aus ganz verschiedenen Sonaten.

Allein schon mit dem Einleitungssatz von Mozarts KV 570 reißt Schiff als Regisseur einen Horizont von Darstellungsmöglichkeiten auf, lässt das lyrische Legato des Hauptthemas wie eine hübsche Nachmittagsunterhaltung beginnen, in die plötzlich der Blitz des Forteakkords hineinfährt wie der Auftritt des „Steinernen Gasts“ aus „Don Giovanni“. Überhaupt: Wenn immer mehr Stimmen und Motive dazukommen, wenn aus der Einfachheit des Anfangs ein richtiges Opernensemble wird – Schiffs Mienspiel deutet an, wer da noch alles auftritt.

Bei ihm hört sich diese Sonate aus einer schöpferisch eher unproduktiven Zeit Mozarts an wie ein Blättern in Erinnerungen, wie ein Atemholen für Neues – vielleicht auch nach dem Schleier der letzten drei Jahre, die Mozart danach noch bleiben werden. Das abschließende Allegretto legt Schiff nicht so quirlig an, wie man das von „Amadeus“ vielleicht erwarten würde.

Radikaler Stimmungswechsel

Die Jahrzehnte, die dann bis zu Beethovens op. 110 vergehen, sind für diese Epoche ein Riesen-Zeitraum. Und doch, op. 110 direkt nach KV 570 zu spielen, ist bemerkenswert. Beide Male ein Innehalten im fortschreitenden Werk zwischen glücklichen Erinnerungen und kompromissloser Eigenwilligkeit. Schiff mag kein Einheitsgefühl über seine Interpretationen legen: selbst innerhalb einer Phrase oder zwischen Wiederholungen lässt er die Stimmungen radikal wechseln, spielt Frage- und Ausrufezeichen,

Pausen sind immer dramatisch aufgeladen. Bis die Beethoven-Fuge im letzten Satz dann erreicht ist, ist man allerdings doch eine weite Strecke von Mozart entfernt, auch von den rigiden Kompositionsvorschriften, denen sich die Zeitgenossen verpflichtet fühlten. Und von denen sich auch ein Joseph Haydn mit seiner zweisätzigen Sonate Nr. 51 emanzipierte: Da muss er niemandem mehr etwas beweisen. Schiff spielt das obendrein mit einer ganz persönlich gefärbten Lust.

Da war in dieser Zusammenstellung noch genug Energie und Muße übrig für Franz Schuberts A-Dur-Sonate D 969. Die will bei Andrés Schiff kein großes Ganzes sein. Er betont lieber die Kontraste: vom eher trivialen Beginn bis hin zu der visionären Sternenwelt, wie sie schon Beethoven („Fidelio“, Finale der 9. Symphonie) beschwört – Vision einer besseren Welt und noch ganz ohne die Kälte des „Winterreise“-Weltraums.

Völlig überzeugend gelingen diese Wechsel auch zwischen den Sätzen: immer neue Bühnenbilder, neue Temperaturen, neue Gemütslagen – Bilder von Schuberts Zerrissenheit, auch von der seiner persönlichen Situation. Schiff mag da nichts glätten, formuliert kompromisslos. Auch wenn er nur beglückend liedhaft sein will oder wenn im Finale das plötzliche mehrfache Innehalten das Ende viel mehr signalisiert als die konventionell donnernden letzten Noten.

Wer sich von der Beethoven-Fuge von op. 110 nach Bach zurückgesehnt hatte: mit seinen beiden Zugaben erfüllte Schiff solche Sehnsüchte. Vielleicht auch sich selbst.